

Domprediger Thomas C. Müller

Sonntag Kantate, 14. Mai 2017, 10 Uhr

Predigt über Matthäus 21,14-17

Gnade sei mit euch und Frieden von Gott, unserem Vater, und unserem Herrn Jesus Christus.

Der Predigttext steht beim Evangelisten Matthäus im 21. Kapitel, die Verse 14-17.

„14 Und es kamen zu ihm Blinde und Lahme im Tempel, und er heilte sie. 15 Als aber die Hohenpriester und Schriftgelehrten die Wunder sahen, die er tat, und die Kinder, die im Tempel schrien und sagten: Hosianna dem Sohn Davids!, entrüsteten sie sich 16 und sprachen zu ihm: Hörst du auch, was diese sagen? Jesus sprach zu ihnen: Ja! Habt ihr nie gelesen (Psalm 8,3): »Aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge hast du dir Lob bereitet«? 17 Und er ließ sie stehen und ging zur Stadt hinaus nach Betanien und blieb dort über Nacht.“

Liebe Gemeinde,

wer in den Dom kommt, darf sich freuen. Es erwarten ihn schöne Klänge, wunderbare Harmonien, eine Orgel, die uns erhebt und Chöre, die das Ohr und das Herz erfreuen. Am Sonntag Kantate darf man sich daran erinnern, was für ein Geschenk die Lieder sind, die uns vorangegangene Generationen mitgegeben habe. Sie laden uns ein, unsere Seele einzusingen in das Vertrauen auf Gott, in das Lob des Schöpfers, gerade jetzt, in dieser Zeit, wo die Natur ihr schönstes Kleid angezogen hat und auch ihr Loblied singt, im Zwitschern der Vögel, im Zirpen und Brummen und Summen, das bald in der Luft liegen wird. „Du meine Seele singe, wohlauf und singe schön.“ Allerdings hören wir heute auch schrille Töne. In Luthers Übersetzung des Predigttextes heißt es: „Die Kinder schrien: Hosianna, du Sohn Davids.“ Aber das ist eher beschönigend ausgedrückt. Das Wort „kratzontas“, das hier steht, heißt „kreischen, grölen, brüllen“. In der Schilderung des Matthäus kreischen die Kinder im Tempel in eine ohnehin schon aufgeheizte Atmosphäre hinein, in eine Unruhe und Anspannung, die sich seit der Ankunft Jesu in Jerusalem immer stärker aufgebaut hatte. Der Evangelist berichtet kurz vorher von dem für die Herrschenden ziemlich provozierenden Einzug Jesu in Jerusalem, bei dem ihm die Menge wie dem Messias zujubelt. Er erzählt, wie der erste Weg Jesu direkt zum Tempel führt, wo er gleich die Tische der Händler umwirft und ausruft: „Mein Haus soll ein Bethaus sein. Ihr aber habt eine Räuberhöhle daraus gemacht.“ Es ist ein Kampf um das, was in dieser Herzkammer des Glaubens gelten soll und was nicht. Was eigentlich der Sinn dieses Tempels, des Gottesdienstes, des Glaubens insgesamt ist. Es ist ein zorniger Jesus, der uns hier vor Augen tritt, kein sanfter Engel, der alles weglächelt, sondern einer, der dem Konflikt nicht ausweicht. Bis heute denken wir, die Kirche sollte ein Hort der Harmonie sein, aber wenn wir es mit Jesus zu tun bekommen, geht es um einen Kampf um das, was gelten soll. Wir werden in unseren Haltungen, Gewohnheiten und Bewertungen befragt und auch angefochten. Der Zorn Jesu ist aber nicht ziellos, sondern will Raum schaffen für das, was eigentlich wirklich wichtig ist, worin sich der Wille und die Gegenwart Gottes besonders vergegenwärtigen. Und in einem scheinbar beiläufig notierten Satz des Evangelisten scheint dieses Eigentliche auf.

„Und es kamen zu ihm Blinde und Lahme im Tempel, und er heilte sie.“

Der Evangelist Matthäus legt nahe, dass die Hohenpriester und Schriftgelehrten als Vertreter des religiösen Establishments schon bei diesen Heilungen ein Unwohlsein verspürt haben. Sie dürften daran interessiert gewesen sein, dass die religiösen Verrichtungen reibungslos und ordnungsgemäß ablaufen. Zu den Feiertagen wird der Jerusalemer Tempel voller Menschen gewesen sein, die ihre Opfer darbringen wollten, ein Massenauflauf, bei dem es sicher nicht allzu zart zugeht, und bei dem Blinde und Lahme, die oft Bettler waren, eher als unangenehme Begleiterscheinung angesehen wurden. Bei dem Zorn, den sie an Jesus erlebt haben müssen, ist es erstaunlich, dass genau sie als erste zu ihm kommen. Die Blinden und Lahmen kommen zu ihm, weil sie die Einzigen sind, die sich eingestehen, dass sie wirklich jemanden

brauchen, der ihnen nahekommt, der sie berührt, aufrichtet, sie aus ihrem Abseits holt. Sie spüren ihm ab, dass es ihm nicht um den gewöhnlichen religiösen Betrieb, sondern um die Menschen ging. Und so treten die Bettler und Lahmen aus dem verschämten Abstand heraus und öffnen sich für seine Berührung. Das ist das eigentliche Ereignis, der eigentliche Gottesdienst, der hier geschieht. Gott dient dem Menschen. Das ist Gottesdienst. Das soll es sein, bis heute. Menschen kommen und Gott will sie berühren, mit der ganzen Sehnsucht seiner Liebe.

Ja, und die Kinder sind die einzigen, die das wirklich merken und anerkennen und es in den Tempel kreischen. Die Hohenpriester können es im Raster ihrer Religionsklugheit und ihrer festgelegten Glaubensverständigkeit nicht erkennen. Wie so oft in der Verkündigung Jesu haben die Kinder einen Vorsprung in Gotteserkenntnis. Als sich die kritischen Stimmen zu Wort melden, entgegnet Jesus ihnen: „Habt ihr nie gelesen (Psalm 8,3): »Aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge hast du dir Lob bereitet«?

Liebe Gemeinde,

wie sind sie heute Morgen in den Dom gekommen? Fröhlich oder übel gelaunt? Selbstbewusst oder ängstlich? Haben sie sich selbst mitgebracht? Sind sie wirklich schon da? Und wie sind sie da? Mit welcher Haltung haben sie bisher das Geschehene verfolgt?

Wenn wir uns die Szene damals im Tempel wie auf einer Bühne vor Augen stellen und uns einen Augenblick vorstellen, wir wären dabei gewesen: An wessen Seite hätten wir uns gestellt? Wo stehen sie jetzt?

Hand aufs Herz. Auf welcher Seite stehen wir? Ich muss – gegen meinen Willen – zugeben, dass ich die Reaktion der Hohenpriester und Schriftgelehrten sehr gut verstehen kann, und dass ich mich zuerst an ihrer Seite wiederfinde. Sie werden vielleicht denken: als Domprediger kein Wunder. Das liegt nicht an den kreischenden Kindern, die jede Predigt aushebeln könnten. Nein, die Haltung der kritischen und distanzierten Bewertung ist mir in Fleisch und Blut übergegangen, und mit mir wohl sehr vielen anderen auch. Draußen im Leben, im Alltag, wäre man ohne diese kritische Distanz doch verloren. Und auch in einer Zeit, in der sich religiöser Fundamentalismus und Fanatismus ausbreiten, ist der kritische Verstand notwendiger denn je. Naivität in Glaubensfragen kann niemand wirklich wollen. Gerade in diesem Reformationsjahr wird immer wieder zurecht hervorgehoben, dass es zur evangelischen Identität eben auch gehört, Glauben und Verstand zusammenzubringen; ein historisches Bewusstsein zu besitzen, das die Geschichten der Bibel und der Christenheit auch kritisch bewerten kann. Die Vernunft lebt aus der Fähigkeit zur Distanz. Aber jeder, der sie sich bewusst zu eigene macht, weiß auch von der Gefahr, dass sie uns aus jeder Unmittelbarkeit entfremden und uns von den elementaren Quellen des Glaubens abschneiden kann. Es gibt grandiose Theologie, die ohne jede gelebte Zuwendung zu Gott auskommt. Dabei gibt so vieles, was aus der Distanz überhaupt nicht sichtbar wird: Vertrauen und Dankbarkeit, Hoffnung, Schönheit, Spontanität und Liebe – für all das hat die kritische Vernunft kein Sensorium. Frère Roger, der Prior von Taizé, schrieb: „Wenn das Gebet der Christen ganz und gar Sache des Verstandes würde, wenn es so sehr säkularisiert würde, dass es keinen Sinn für da Mysterium, für die Poesie mehr kennen würde, so dass für das Beten des Leibes, für Intuition, für das Gemüt kein Platz vorhanden wäre...“ dann würde sich der christliche Glaube tatsächlich in reine Moral und in Lehre auflösen. Der kühle Verstand singt nicht. Die Vernunft hat kein Organ für die Logik von Beziehung, von Kunst und Musik. Wie vernünftig ist es denn, jemanden zu lieben? Wie vernünftig ist es sich von Musik berühren zu lassen? Wie vernünftig ist es zu singen, zu loben und zu preisen. Jedes Lied, das wir singen, ist die Einladung, die Distanz aufzugeben, sich einzulassen auf das Geheimnis der Anbetung, die Seele freizugeben, ihr zu erlauben zu „sein“, auch einmal wie ein Kind zu sein: sehnsüchtig, anlehnsbedürftig, schwer beladen manchmal, unruhig und doch auch begeisterungsfähig und unmittelbar auf der Suche nach Erfüllung. Und gerade so sensibel für das Zarte, für die heilsamen Zwischentöne, die Gott einspielt in manchmal ernüchternde und monotone Litanei unseres Lebens. Manchmal müssen wir im Geist der Kinder regelrecht ansingen gegen die immer nur richtenden und

bewertenden Stimmen der kritischen Instanzen, den Atem nehmen, die uns die Kehle zuschnüren und uns verstummen lassen wollen.

„Ich preise dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde, weil du dies den Weisen und Klugen verborgen hast und hast es den Unmündigen offenbart. Kommt her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken.“ So ruft Jesus schon viele Kapitel vorher aus. Wir haben es in der Evangeliumslesung gehört.

Nur die Blinden und Lahmen folgten damals im Tempel dieser Einladung Jesu, unter dem Jubelgeschrei der Kinder. Die anderen verpassen es. Sie gingen daran vorbei, weil ihre Haltung sie davon abhielt. Dazu gehört auch die Scheu sich einzugestehen, wo man selbst der Heilung, der Hilfe bedarf. Keiner stellt sich gerne in die Reihe der Hilfebedürftigen. Wir haben vielleicht Mitleid, aber wir leugnen, dass sie etwas mit uns zu tun haben und *wollen* dann auch möglichst wenig mit ihnen zu tun haben. Denn wir begegnen in ihnen unserem Schatten und der Frage: Wo bin ich bewegungsunfähig und abhängig? So ohnmächtig und gefesselt, dass es Angst macht, daran zu denken? Die Tendenz in unserer Gesellschaft sich präsentabel zu zeigen, seine helle, erfolgreiche und starke Seite hervorzukehren, ist überwältigend und sie prägt uns bis in die letzten Fasern unseres Wesens. Alles wird getan, um nicht als hilfsbedürftig zu erscheinen. Vor sich selbst und anderen. Auch in christlichen Gemeinde gibt es diese Dynamik. Das kann umschlagen in eine Atmosphäre, in der jeder Fehler kritisch kommentiert wird. In der man unduldsam wird mit dem, was sich nicht einfügt, was den Ablauf stört. Und die Bereitschaft sinkt, sich so zu zeigen wie man ist. Es ist so schwer, dass einmal loszulassen. Aber genau darin besteht die Einladung. Wir kommen in Kontakt mit der heilsamen Mitte Gottes, mit dem Allerheiligsten, das wir mit dem Namen Jesu Christi bezeichnen, an der Seite der Blinden und Lahmen, zu denen jeder von uns in irgendeiner Weise auch gehört, weil jeder von uns seine eigene Blindheit mitbringt, seine eigenen Wunden, seine eigene Schwäche und Verletzlichkeit. Wer sie nicht mitbringt, wer nicht weiß, welche Stelle an uns Jesus Christus berühren soll, wird von seiner heilsamen Gegenwart wenig erfahren können. Wer es wagt, die wunde Stelle hinzuhalten, wird beschenkt werden. Wer zum Abendmahl geht, wer sich Christi Leib in die Hand legen lässt, der bringt die Demut auf, sich in die lange Reihe derer zu stellen, die sich eingestehen, dass sie auf seine Hilfe angewiesen sind.

„Kommt her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken.“ Die Worte Jesu stehen auch über dem Hauptportal des Berliner Doms. Dazu das Bild Jesu, der seine Hände ausstreckt, zu den Menschen, darunter Blinde, Traurige, Gebeugte. Seitdem Jesus damals den Tempel betrat, ist der Sinn des Tempels und damit jedes Gotteshauses so definiert.

Und vielleicht ist jeder Gottesdienst und ist der Glaube überhaupt so etwas wie ein Weg, der uns immer mehr vom Rand in das heilsame Zentrum des Tempels führt. Am Anfang steht der kritische Blick, und vielleicht folgt irgendwann der Mut, die Distanz aufzugeben und das Lob- und Liebesbedürfnis der Seele zuzulassen. An der Seite der Kinder, die ihren Lobgesang in den Tempel hineinschreien, an der Seite unseres eigenen inneren Kindes, lernen wir miteinzustimmen und mitzusingen. Und vielleicht wächst dann auch die Sehnsucht, sich wie die Blinden und Lahmen Jesus Christus zu nähern, sich von ihm berühren zu lassen.

Wir werden damit leben müssen, dass es immer auch die kritischen Blicke derer geben wird, die hier durch die Hohenpriester und Schriftgelehrten repräsentiert sind. Gläubige Menschen sind in unserer Zeit unendlich vielen kritischen Blick ausgesetzt, die über das den Kopf schütteln, was wir hier tun. Diese Stimmen sind auch ein Teil von uns. Auch sie haben ihren Sinn. Aber sie sollen uns nicht daran hindern, die Nähe Gottes aufzusuchen. Sie sollen uns nicht blind machen für das, was Gott zwischen den Zeilen des Lebens schreibt und was wir nur aus der Nähe erkennen können. Sie sollen uns nicht abhalten, unser Lied zu singen, in dem unser Leben klingt.

Und der Friede Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus.

Amen.